

ALEX VOORHOEVE, *Conversations on Ethics*, Oxford (Oxford University Press) 2009, 259 Seiten.

Basieren unsere moralischen Einstellungen auf Emotionen, Intuitionen, oder doch einzig auf rational abgewogenen, reflektierten Urteilen? Sind Unterlassungen ethisch gleichwertig einzustufen wie aktiv ausgeführte Handlungen? Warum handeln wir überhaupt moralisch? Und nach welchen Kriterien entscheiden wir in Dilemma-Situationen, wenn scheinbar jede Antwort auf die Frage ›Was soll ich tun?‹ zu fatalen Auswirkungen führt? Der englischsprachige Band mit einer Sammlung von elf Interviews, die Alex Voorhoeve im Zeitraum von 2000 bis 2006 mit maßgeblichen Wissenschaftlern der Gegenwart geführt hat, widmet sich genau diesen ethischen Kernfragen. Dabei lässt Voorhoeve seine Gesprächspartner in ungewohnt direkter Frage-Antwort-Form zu Wort kommen, angelehnt an, wie er schreibt, die sokratischen Dialoge, um eine bessere Bindung mit dem Leserpublikum zu erzielen.

Voorhoeve gelingt es, die Vorzüge des verschriftlichten Gesprächs zu nutzen, indem er in präziser und klarer Form nachhakt, eigenständige Vertiefungen und Pointierungen ausgewählter Themenbereiche vornimmt und erklärende Einführungsgedanken seinen Interviews vorausschickt. Damit erleichtert er dem Leser den Zugang zum ethischen Denken des jeweiligen Dialogpartners, ohne dabei in die Banalität simplen Abfragens von Theorie-Eckpunkten abzugleiten. Vielmehr birgt die Gesprächsform eine erfreuliche Erfrischung und Abwechslung zu anderen Textformaten wie etwa der klassischen Monographie oder dem immer stärker die fachbibliographische Landschaft prägenden Sammelband. Gleichzeitig vermittelt die dialogische Form dem Leser nicht nur die Grundzüge der Position des Interviewten, sondern auch einen persönlichen Eindruck vom jeweiligen Wissenschaftler.

Eine thematische Klammer bildet u. a. die Frage nach der Bedeutung von moralischen Intuitionen und Gefühlen: Wie verlässlich und zulässig sind unsere moralischen Intuitionen? Wie lassen sie sich begründen und welchen Stellenwert haben sie? Dies sind gleichfalls spannende und wichtige Fragestellungen für den medizinethischen Kontext. Denn oftmals handelt ärztliches und pflegendes Personal auf Basis intuitiver Einschätzungen. In medizinischen Notfall-Situationen mit stark begrenzten Ressourcen ist zu entscheiden, welcher Patient zu-

erst eine ärztliche Versorgung erhalten soll. Sofortige Entscheidungen unter Zeitdruck und psychischer Belastung prägen den Praxis- und Klinikalltag. Es ist daher wichtig, innerhalb ethischer Reflexionen zu prüfen, wie verlässlich unsere moralischen Intuitionen und Gefühle tatsächlich sind – und wo ggf. die Grenzen ihrer Anwendbarkeit und Zuverlässigkeit liegen.

Die Philosophin *Frances Kamm* geht methodisch zunächst einmal davon aus, dass unsere *common sense*-Moralurteile nicht ohne Grund entstanden sind und dass sie daher ernst zu nehmen sind. Allerdings geht Kamm nicht so weit, absolute Legitimität für jegliche intuitiven Moralurteile einzufordern. Für Kamm sind moralische Intuitionen situationspezifische Urteile, für die wir Gründe nennen können. Zentraler Angelpunkt ihrer Konzeption ist das Sich-Hineinversetzen in die jeweilige Situation. Kamms Plädoyer des »Just *situate* yourself in the case« (23) kann direkt in den medizinischen Kontext – beispielsweise auf das Arzt-Patienten-Verhältnis – übertragen werden: auch dort hat sich der Arzt, wie dies auch die Bundesärztekammer (BÄK) in ihren ›Empfehlungen zur Patientenaufklärung‹ fordert, in die individuelle Situation des Patienten zu versetzen, um ihm bestmöglich zu helfen. Erst dann wird er aus verschiedenen Diagnose- und Therapiemöglichkeiten gemeinsam mit seinem Patienten die adäquate Herangehensweise zur Behandlung auswählen können.

Die Frage nach dem Status von moralischen Intuitionen ist aber nicht nur im therapeutischen Kontext relevant, sondern erfährt vor allem vor dem Hintergrund eines sich stetig erweiternden Spektrums neuer medizinischer Techniken und Behandlungsverfahren, die vermehrt auch Gesunden zur Optimierung ihres individuellen Lebensvollzugs offeriert werden, an Bedeutung. Oftmals zeigen sich moralische Intuitionen in Äußerungen des Unbehagens gegen unkalkulierbare Risiken oder die Gefahr des Missbrauchs – etwa beim Einsatz ungewohnter medikamentöser Substanzen zur Gedächtnis- oder Konzentrationssteigerung. Es ist die Aufgabe der Ethik, den Status dieser emotionalen Reaktionen zu klären, um herauszufinden, welche argumentative Stärke sie im Diskurs um die Legitimität solcher Interventionen am Gehirn tatsächlich für sich in Anspruch nehmen können. Eine kritische Haltung gegenüber dem Wert solcher Intuitionen nimmt der Ethiker *Peter Singer* ein: Zwar trügen, so Singer, Intuitionen zum Erhalt der bestehenden gesellschaftlichen Strukturen bei, aber damit seien sie noch lange

nicht legitimiert. Sie müssten – wie andere Urteile auch – den Test des »impartial point of view« (47) bestehen. Ein Unterfangen, das angesichts der »untrustworthy sources«, aus denen, wie Singer behauptet, die Intuitionen entspringen, seiner Ansicht nach wenig erfolgversprechend erscheint.

Auch *Daniel Kahneman* beantwortet die Frage »Can we trust our intuitions?« betont vorsichtig: Als Psychologe vertritt er die Position, dass wir nicht immer Zugang zu den Quellen unserer Intuitionen hätten (74) – und daher auch nicht uneingeschränkt behaupten können, dass jede moralische Intuition sogleich auf einem Grund basiert. So lautet sein salomonischer Rat: »[...] moral intuition about a specific case can neither be trusted nor altogether ignored.« (78) Ähnlich relativistisch zeigt sich auch der Philosoph *Alasdair MacIntyre*, indem er von einer Kulturvarianz unserer moralischen Urteile spricht. Oberstes Ziel moralischen Handelns sei es, so MacIntyre, das »flourishing« (124) des Menschen, wie es in seiner jeweiligen Epoche und Gesellschaft definiert sei, zu fördern. Dieser Ansatz zeigt Ähnlichkeiten zu *Philippa Foots* tugendethischem Konzept der »grammar of goodness« auf, wonach es notwendigerweise einige Fähigkeiten und Eigenschaften gibt – Foot nennt exemplarisch »temperance«, »courage«, »wisdom« (101) – die die Mitglieder einer Spezies ausbilden müssten, damit sie richtig leben könnten. Diese Notwendigkeiten haben dann einen Charakter als »natural norms« (98), aus denen Foot ohne Umschweife moralische Normen ableitet. Die sich hieraus eröffnende Problematik des naturalistischen Fehlschlusses wird angedeutet, bleibt jedoch unterberücksichtigt.

Gemeinsam mit dem Spieltheoretiker *Ken Binmore* fragt Voorhoeve nach den »origins of fairness«: Warum hat sich innerhalb des Evolutionsprozesses überhaupt so etwas wie ein moralisches Empfinden ausgebildet? In erster Linie, so Binmore, diene Moral der Organisation von Kooperationsstrategien, die dem Einzelnen einen Vorteil in Aussicht stellen. Moralische Normen seien, wie dies auch der Philosoph *Allan Gibbard* postuliert, in unserer Biologie verankert; jeder wende sie mit Selbstverständlichkeit an. Erst, wenn unsere moralischen Normen nicht mehr richtig funktionierten und es eines größeren Aufwands bedarf, in neuen Situationen akzeptierte moralische Normen zu etablieren, würden uns die vormals akzeptierten Regeln zum Problem. Dieser Mechanismus zeigt sich besonders eindrucksvoll im Kontext

neuer Biotechniken: Waren die anfänglichen Bedenken – etwa gegenüber der ersten Herztransplantation – noch groß, ist dieser medizinische Eingriff mittlerweile als Verfahren gesellschaftlich anerkannt. Und auch auf die Debatte um die Zulässigkeit von *Enhancement*-Maßnahmen – damit sind Übersteigerungen menschlicher Fähigkeiten mittels pharmakologischer oder technischer Mittel gemeint – scheint Binmores Beschreibung zuzutreffen, wonach gilt: »When we encounter new situations, we try to use fairness norms that were developed to handle situations that we or our ancestors encountered previously.« (141)

In pessimistischer Weise blickt der Ethiker *Bernard Williams*, der 2003 verstarb, auf die zukünftige kritisch-reflektierende Funktion der Ethik: In Zeiten steigender Informationsflut, zunehmender Entertainment-Angebote und dem Ausgeliefertsein gegenüber verschiedensten Formen der modernen Kommunikation sei es schwer, eine kritische Haltung zu etablieren bzw. aufrechtzuhalten. Dies kann auch als Rat für eine Medizin- bzw. Bioethik gelten: die immer schnellere Einführung neuer Techniken bei gleichzeitig abnehmender Halbwertszeit ihres Bestands lässt kaum Raum für gehaltvolle Reflexionen. So betrachtet ist Williams Gegenwartsanalyse von beeindruckender Klarheit, wenn es heißt: »So the idea of a space in which philosophy and related kinds of critical and questioning activity can go on may itself be under threat.« (209) Übertragen auf die Aufgabe der Medizinethik ist dies gleichbedeutend mit der Forderung, nicht nur Automatismen der Technikfolgenabschätzung anzuwenden, sondern gleichfalls immer auch tiefere Reflexionen auf das Menschsein zu berücksichtigen.

Außerdem lernt der Leser in dem kurzweiligen Interview-Band auch den Gerechtigkeits-theoretiker *T.M. Scanlon*, den für sein Willensfreiheitskonzept berühmt gewordenen amerikanischen Philosophen *Harry G. Frankfurt* sowie seinen Standeskollegen *David Velleman* über das Frage-Antwort-Spiel kennen. Im Gespräch mit den beiden letztgenannten gelingt es Voorhoeve, ein oftmals wenig beachtetes Terrain philosophischen Denkens zu eröffnen: er hinterfragt die Rolle und Funktion der Liebe in Moralthorien. Nach Ansicht von Frankfurt gibt die Liebe die Antwort auf die zentrale Frage, wie wir leben sollen. Liebe – verstanden als eine uneigennütige Sorge um den anderen – gibt Personen unhintergehbare Gründe vor, nach denen sie ihr Handeln ausrichten. Sie bejahen gleich-

zeitig diese Handlungsgründe in einer reflexiven Stellungnahme aus vollem Herzen («whole-hearted», 221).

Diese Interview-Sammlung ist für alle diejenigen spannend, die Fragen aus der Angewandten Ethik – etwa der Medizin-/Bioethik, der Tier-, Umwelt- oder Wirtschaftsethik – in einen größeren anthropologisch-philosophischen Kontext einbetten wollen. Besonderen Mehrwert bieten Voorhoeves Kurz-Zusammenfassungen sowie die sich an jedes Interview anschließende kleine Übersicht mit Angaben zu weiterführender Literatur, die Themen aus dem Interview

aufgreift. So erhält der Leser über die geführten Dialoge hinaus Orientierungshilfe im Dickicht ethischer Schriften und Positionen. Gleichsam aufschlussreich sind die persönlichen Erläuterungen der Interviewten zu ihrer Motivation, sich mit (moral)philosophischen Fragen auseinanderzusetzen. Wer indes erwartet, in dem Band eine vollständige und umfassende Ausarbeitung der einzelnen Lebenswerke der Interviewten vorzufinden, den wird dieser kleine Band enttäuscht zurücklassen. Diesem Anspruch kann – und will – das dialogische Gesprächsformat verständlicherweise nicht gerecht werden. *Uta Bittner*